

Die Neue Welt

Nr. 25

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Versammlung.

Ich kam zu früh. Halbdunkel liegt der Saal
Im matten Licht, das trübe Kerzen spenden;
In schwarzen Streifen, langgestreckt und schmal
Die Schatten spielen an den grauen Wänden.
Fast wie ein Grab der weite, öde Raum,
So todtenstill, als müßt' ein düstrer Traum
Sich drückend auf mich niedersenken.
Es scheint, der Tag hat müde mich gemacht,
Ihr Recht nun fordert wiederum die Nacht, —
Grau schwimmt der Nebel über Tisch und Bänken. . . .

Dort drüben, in die Hand den Kopf gestützt,
Nicht weit von mir, ein trüber Alter sitzt.
Das Haar ist wie sein Bart fast linnenweiß,
Von seiner Stirne, dünkt mich, glänzt der Schweiß,
Und in das Antlitz gruben tiefe Falten
Mir die Geschichte von dem stillen Alten:

Jung war er, jung! Heiß war sein Blut,
Roth seine Wangen, stark sein Muth;
Und hatte elf Stunden am Tag er geschafft,
Es spannte die Sehnen wie Morgens die Kraft.
Die Arbeit? Ha, Freude und Lust war das Streben,
Das Glück sich zu zimmern, das Schicksal, das Leben!
Ein Leben in sonnigen, heiteren Farben
Mit rothen Früchten und goldenen Garben! . . .

Die Stunden nagen. Der Tag, er zehrt.
Und Weib und Kinder wollen Brot.
Verzweifelt hat er sich gewehrt,
Dann kam sie doch — die Noth, die Noth!
Dann kam sie doch und fraß und fraß
Von seinem Reichthum: seiner Kraft.
Was er im Ueberfluß besaß —
Gebrochen war's, zerstört, erschlaßt.
Die Linien seines Angesichts
Sie wurden tief, sie wurden breit.
Elf Stunden heut und morgen nichts!
In diesem Wechsel rann die Zeit.
Geprägt in düstre Mienen lag:
Kampf war sein Leben Tag für Tag!
Und all' die sonnigen, goldenen Farben
Verblaßten bald, verwelkten und starben.

Die Glocke klingt. Jäh schrecke ich empor.
Wie Wetterleuchten glühen auf die Flammen.
Die Stimmenwogen schlagen an mein Ohr,
Und Kopf an Kopf drängt sich im Saal zusammen.
Zu der Tribüne steigt ein Mann hinauf
— Der Saal wird still; nichts, das die Rede stört —
Und was er sagt? Des Alten Lebenslauf,
Mir war es fast, als hätt' ich ihn gehört!
Von unserm Leben wir den Spiegel sah'n,
Heiß loht der Zorn hinauf in jähem Grimme —
Von der Tribüne aber tönt die Stimme:
„Was habt Ihr, daß es besser wird, gethan?
Ein Jeder wohl, der schon auf Rettung sann,
Ein Fluch entfuhr schon zornig jedem Munde,
Doch wißt: was uns Erlösung bringen kann,
Ist nicht Empörung einer heißen Stunde.
Aus einem Steine fügt Ihr keinen Bau,
Den eine Welt als Monument bewundert,
Aus eines Tag's verzweifelt wilder Noth
Prägt Ihr kein freies, rettendes Jahrhundert!
Soll, was Ihr wollt, auf harter Erde steh'n
In festem Grund, mit ungebroch'nen Säulen,
Dann darf nicht ungenützt die Zeit enteilen —
Am Werke muß ein jeder Tag uns seh'n.
Ob Ihr in stiller Kammer mühsam ringt
Zu jenen Höh'n, die stolze Denker fanden,
Ob Ihr treppauf, treppab die Botschaft bringt,
Daß für uns Alle diese Welt entstanden —
Nur müßig nicht, verzagt und thatenlos!
Wer Hohes will, muß spotten der Beschwerden —
Die Zuversicht, sie macht den Kleinsten groß,
Und was wir wollen, Wahrheit soll es werden!“

Der Redner schweigt. Aus ernstbewegter Menge
Bricht die Begeist'ung jubelnd, flammenkühn.
Die Glocke tönt. In wogendem Gedränge
Die Ersten heimwärts aus dem Saale zieh'n.
Da — wie ein Funke schlägt ein Lied heraus —
Das war kein Jüngling, der es angeschlagen;
Dann aber bröht's gewaltig durch das Haus,
Wir gehen nicht — fast werden wir getragen.
Ein weißer Kopf taucht neben mir hervor,
Die Wangen heiß, die Augen muthdurchglüht:
Der Alte sang! . . . Noch bebte es mir im Ohr,
Sein zornigstolzes Proletarierlied.

Ernst Preygang.

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Inzwischen aber kam es Frau Jessen zu Ohren, daß man über ihren Anton und sein Treiben unter den Ladenfräulein sprach, und sie bekam die tödtlichste Angst. Nur mit vorsichtigen Andeutungen wagte sie ihn auszufragen oder zu warnen, und Anton, welcher das gut verstand, fühlte sich sehr geschmeichelt. Nach und nach wurde es so, daß er ein wenig prahlte und seiner Mutter zu verstehen gab, daß er ein wirklicher Durchgänger wäre. Er that ungeheuer geheimnißvoll, wenn er spazieren ging, fragte mit strenger Miene, ob nicht Briefe für ihn gekommen wären; und war dies der Fall, so schloß er sich ein zu lesen, und war dann gedankenvoll und seufzte, so daß das Mutterherz bebte.

Im Ganzen war es ihm Bedürfnis, seiner Mutter Alles zu erzählen, was ihm im Laufe des Tages passirte, freilich auf seine Weise, so daß Frau Jessen zuweilen einigen Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und den Schilderungen des lieben Anton fand. So sagte sie einige Tage, nachdem Törres Wall sich im Laden in neuen Kleidern gezeigt hatte:

„Nein, Anton! was war das für ein hübscher junger Mensch, den ich heute im Laden bei Dir sah?“

„Hübsch? Scheint er Dir wirklich so?“

„Aber Gott! Das war doch wohl nicht er, der Bauernjunge?“

„Ja gewiß, Mutter!“

„Der! — arme rothhaarige Bursche, dessen Du Dich angenommen hast?“

„Den ich auch ausgefeint habe,“ sagte Anton und lachte kurz.

„Nein! Jetzt bin ich doch ganz enttäuscht!“ rief die Mutter; „es ist ja ein schöner junger Mensch.“

„Aber Mutter! Er sieht doch grob aus.“

„Natürlich,“ räumte die Mutter ein, und schlug eilends eine andere Richtung ein; er war ja nicht wie ihr Anton; man sah ja gleich den Unterschied.

In dem täglichen Ladenleben that Herr Jessen lange, als merkte er nicht, wie Törres wuchs. Er behandelte ihn beständig als den ganz Untergeordneten. Wenn zum Beispiel Herr Jessen, der anerkannt war als Meister, Damenputz auszustellen, das große Schaufenster nach der Hauptstraße arrangirte, ließ er Törres im Laden auf- und niederlaufen, um den Stoff oder die Farbe zu finden, welche Herr Jessen gerade brauchte; und während Törres unverbrossen sein Bestes that und selbst mit aufmerksamsten Augen jedes Ding verfolgte und sich jede Feinheit merkte, stand Herr Jessen zurückgelehnt und blinzelte mit den Augen, um den Effekt auf der großen schrägen Ausstellungsplatte im Fenster zu prüfen.

Aber in Fräulein Thorsen's Herz war es so wunderbar. Es war fast zu sehen, daß es sich in zwei Hälften theilen würde.

Wohl liebte und bewunderte sie Herrn Jessen über alle Maßen und ewig. Aber da war zuerst das, daß er so wunderbar und so ungleich war. Den einen Tag konnte er so warm blicken und ihr so weich über die Schultern streichen, wenn er vorbei ging; den nächsten Tag sagte er: „Fräulein Thorsen“ so kalt wie Eis und schien sich mit Willen zurückzuziehen.

Und dann war es so eine Sache mit diesem Herrn Wall. Den ganzen Tag das große Mannsbild um sich zu haben — noch dazu eine Art Lehrling, den sie zurecht weisen konnte. Jeden Augenblick mußten sie die Köpfe zusammenstecken über einer Schublade, oder sie mußte ihm einen Preis in's Ohr flüstern, wenn der Laden voll und viel zu thun war.

Außerdem war es nicht zu leugnen, daß Törres Annäherungsversuche machte, und zwar ziemlich zweideutige. Er drückte ihre Hand, wenn er sie zu fassen bekam, und es kam vor, daß er ganz ohne Noth seine Hand über sie gleiten ließ, wenn sie aneinander vorbei gingen. Er hatte wahrhaftig ganz anderen Muth als Herr Jessen, aber lange nicht so viel Bildung.

Was Törres anlangt, so machte er ihr in Wirklichkeit halb zerstreut die Cour, denn er war von Hause aus gewohnt, zu Mädchen liebenswürdig zu sein. Uebrigens hatte er aber auch das stumme Spiel zwischen ihr und Herrn Jessen bemerkt und darum dachte er, es wäre ein altes Verhältnis zwischen ihnen, so daß es ihm nichts mehr nützen könnte. Und außerdem war er schon nach einer anderen Seite hin verfaßt.

In der ersten Zeit, als er so über alle Maßen arbeitete, sowohl körperlich, als nicht minder geistig, um Alles aufzunehmen, war er am Abend so müde, daß er zu Bett ging, sobald er sein Geld gezählt hatte, und dann schlief er wie ein Stein.

Aber nach ein paar Monaten passirte es eines Samstag Mittags, daß die große Bertha, welche ihm jeden Tag sein gutes Essen auf der Küchenbank servirte, ihm etwas nachrief, als er wieder in den Laden hinunter gehen wollte.

Er blieb mitten in der Thür stehen und fragte: „Sagtest Du etwas?“

„Ach nein! Es ist ja auch eins,“ antwortete Bertha.

„Was hast Du gesagt?“

„Ach, ich wollte nur fragen, ob es nicht Brauch ist in Deiner Gegend, daß die Jungen Samstag Abends zu den Mädchen gehen?“

„Ja,“ antwortete Törres und sah sie an.

„Ja, ja da!“ antwortete Bertha und wandte sich von ihm und scheuerte auf einen Topf los, daß es nur so rasselte.

VI.

Jedesmal, wenn Gustav Krüger in Frau Knudsen's Comptoir kam — und er kam ziemlich oft, entweder nur zum Zeitvertreib, oder wenn Wechsel zu unterschreiben waren — aber jedesmal sagte er zu ihr:

„Nehmen Sie sich vor dem jungen Kerl da in Acht! Ein gefährlicher Mensch!“

Das konnte gerade Krüger gleichen, gegen einen Menschen Widerwillen zu bewahren, welchem er selbst ein Unrecht zugefügt hatte; und er räumte selbst ein, daß er gut den Bauernjungen hätte mit in's Boot nehmen können.

Indessen war das eine solche Kleinigkeit, daß er das Ganze wohl schnell würde vergessen haben, wenn nicht dieser selbe verwünschte rothhaarige Junge ihm am nächsten Tag in seinem eigenen Comptoir fast in die Arme gelaufen wäre.

Aber von diesem Augenblicke an war Gustav Krüger sicher, daß der Bursche ihn nicht ausstehen konnte; er war ohne Zweifel eine tödtliche und sehr gefährliche Person.

Es war gemüthlich in Cornelius Knudsen's altem Comptoir, wo die schmutzige Wittve an ihrem niedrigen Pult am Fenster saß, während Krüger auf den hohen Bock zu steigen pflegte, der vordem des alten Knudsen's Platz gewesen und jetzt Herrn Jessen's Platz war.

Es war ein für alle Mal das Verhältnis zwischen sie gekommen, daß Alles halb Spaß war. Darum konnte er sagen, was ihm gerade einfiel, und sich damit amüsiren, ihre Verlegenheit zu beobachten, wenn die Noth — zu ihrem eigenen Verdrusse — ihr in's Gesicht stieg. Und sie, welche keinen Anderen zu ihrer Stütze hatte, fühlte sich sicherer in ihrer dankbaren Ergebenheit für diesen Mann, da ja Alles im Spaß ging.

Es gehörte mit zu diesen kleinen Vormittagsgesprächen im Comptoir, daß er oft auf eine Verschmelzung der beiden Nachbargeschäfte anspielte.

So konnte er mit seinem ernsthaftesten Gesicht sagen:

„Ist es nicht so, Frau Knudsen? Vorläufig sind wir einig darüber, daß wir zum Frühjahr ein Loch in die Wand schlagen zwischen den Läden, dann bauen wir ein hohes Thor mit Pfeilern und Portieren und so haben wir einen Laden, der in der Hauptstadt nicht seinesgleichen hat? Natürlich ja —

ich sehe, was Sie sagen wollen; dann müßten wir ja auch in anderer Hinsicht uns zusammen thun? Nicht wahr? Was wollten Sie gerade sagen?“

Aber seit Törres in das Geschäft gekommen, fing Krüger beständig von ihm an:

„Daß Sie nicht sehen mögen, daß er ein ausgefuchter Schuft ist!“

„Nein, wissen Sie, Krüger! er ist die Offenherzigkeit selbst; er sagt Alles, was ihm einfällt.“

„Er gefällt Ihnen?“

„Er ist ungeheuer anständig und zuverlässig —“

„Zuverlässig? Der?“

„Aber sagen Sie mir, wissen Sie etwas?!“

„Nicht das Mindeste,“ antwortete Krüger offenherzig; aber das ist auch nicht nöthig; ich kann das Alles seinen Zähnen ansehen.“

„Ja, die sind ausgezeichnet,“ sagte Frau Knudsen und lachte.

„Gerade das! Er kann kleine Steine beißen, der Abschamm; er ist im Stande, uns Alle zusammen aufzufressen.“

Frau Knudsen lachte und machte „ps!“ — des Ladens wegen.

„Und trotzdem,“ sagte Krüger und stieg vom Bock herunter, „trotzdem endet es damit, daß Sie sich verheirathen.“

„So, so, da sollen wir nun wieder davon reden,“ sagte Frau Knudsen; „es geht gut so, wie es geht.“

„Das Geschäft geht gut genug; das ist alt; aber Sie sind jung!“

„Das giebt sich mit den Jahren.“

„Da muß schon der Teufel helfen,“ sagte Krüger, sich den Kopf kratzend; „wenn dieser Jessen nur nicht solche Nadelbüchse wäre —“

„Nein, nein! Nun lassen Sie mich in Frieden,“ bat sie und wurde ganz roth.

„Ja, versprechen Sie mir jedenfalls, daß Sie sich zuerst mit mir berathen?“

„Das thue ich ja immer,“ sagte sie lächelnd.

„Ja, versprechen Sie mir das,“ wiederholte Krüger, indem er grüßte und heinging — ganz in Gedanken.

Aber auch Törres Wall hatte seinerseits einen Widerwillen bekommen gegen den dicken Mann im Bock, einen Widerwillen, der bei ihm weit tiefer in's Blut ging. Jedesmal, wenn Gustav Krüger den Laden passirte, loderte es in Törres auf: Ob er nicht einmal zu seiner Rache kommen könnte?

Aber er fühlte sofort, daß das eine ganz andersartige Klust war, welche ihn von diesem Manne trennte, als der jetzt bald überwundene Abstand zwischen ihm und Fräulein Thorsen oder selbst Herrn Jessen.

Obenso wie es Unterschiede gab zwischen adeligen Bauerngeschlechtern und simplen Kräthern, so gab es auch unter den Stadtleuten Abstände, welche er erst nach und nach verstand — nicht bloß Verschiedenheit des Reichthums. Nein, auch das Unbekannte, was Herr Jessen Bildung nannte. Denn noch ging es Törres auf, daß, wenn Herr Jessen von Bildung sprach, das etwas wäre, worin Herr Jessen selbst nicht ganz Meister war; es war wohl zumeist all' die große Büchergelehrsamkeit.

Auf der Schule und beim Pastor war Törres mittelmäßig gewesen. Er konnte ziemlich schnell lernen, wenn er wollte. Aber das Meiste von dem, was er zu lernen bekam, interessirte ihn nur halb, weil er nie gewiß sein konnte, ob es wahr wäre oder nicht. Und war es nicht wahr, so sollte ihm kein Teufel damit zum Besten haben, daß er ihm von Schlangen erzählte, welche sprechen konnten, oder von Krühen, welche einander auftraßen.

Nur einen einzigen Abschnitt der biblischen Geschichte kannte er; aber den kannte er auch bis zum Löffel auf dem i; und das war die Geschichte von Jakob, der sich durch's Leben schwindelte und als Erzvater im Himmel endete.

Der christliche Schulunterricht hatte Törres Schurzwall's Kindheit und Jugend gegen jedes

andere Erzählungsbuch als die biblische Geschichte beschränkt. Weder er noch seine Kameraden hatten je eine Schwärmerei für weltliche Helden wie Robinson oder Tordenskjöld bekommen; ein Einziger, des Lehrers Liebling, verlegte sich auf Joseph, der so hoch in Pharaos Gunst stieg; die starken Bur-schen dagegen kauften Tabak und dachten an Samson; aber Jakob! — der war das große Vorbild, Jakob, der sich auf Menschen wie auf Thiere verstand.

Und Alles ging gut für ihn, und Alles war ihm erlaubt, und niemals that Gott Jakob etwas Böses, außer das eine Mal mit der Hüfte. Aber das hatte Törres nie richtig verstanden, darum gefiel es ihm nicht; es war etwas Unklares und etwas Unwirkliches mit einem Traum und einer Leiter. Das überdauerte er am liebsten, wenn er von Jakob las. Er behielt nur das Bild, daß eine lange Leiter gerade in der leeren Luft stand und Jakob sie herunter fiel und die Hüfte brach, was Törres ziemlich vernünftig vorkam, erstens, weil die Leiter frei stand, und zweitens, weil sie schon voll von Engeln war, welche auf und nieder stiegen.

Aber im Uebrigen war seine Bewunderung für Isaaks Sohn ohne Maß und Grenze. Daran, daß er den dummen Esau mit dem Essen anführte, hatte Törres oftmals gedacht, wenn er seinen kleinen Brüdern ablockte, was sie hatten.

Aber, daß Jakob wagte, zu dem alten Isaak, der doch ein wirklicher Erzoater war, hineinzugehen und ihn so anzuführen!

Denn freilich hatte ihm Nebekka geholfen mit dem Feil an den Händen und mit dem Essen. Aber das war Jakob selbst, welcher im Nu darauf verfiel, Gott in's Spiel zu bringen, als es knifflig wurde. Als der Alte anfing, Verdacht zu schöpfen und sich wunderte, daß das Essen so schnell käme, da antwortete Jakob sogleich, Gott selbst hätte ihm das Bild entgegengesandt.

Ja, darüber hatte Törres sich oftmals gefreut. Und dann Esau, der große zottige Stoddfisch! Als er sein Essen angeschleppt brachte. Und sich dabei Jakob zu denken, wie er ihn schwingen und leuchten sah, um etwas wirklich Lederes fertig zu bringen für den Alten, der schon ganz jott war — häh! Da stand er!

Törres lachte, daß es in ihm gluckte, wenn er an die Komödie dachte.

Und dann mußten sich Alle vor Jakob beugen; er hatte sie Alle zum Besten. Selbst Laban, der er sonst so verschlagen war, daß er Jakob jedesmal anführte — ja an die zehn Mal — aber das erste Mal nahm Jakob den ganzen Wurf.

Und Rahel, welche ihres Vaters Götzengötter stahl und darauf sah — all' das bewunderte Törres; denn er begnügte sich nicht mit dem Auszug aus der biblischen Geschichte; er las die Bibel selbst, soweit es sich um Jakob handelte.

Und wenn Törres in seiner Kindheit daran dachte, wie er in den Himmel kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen würde, da wollte er lauern und sich vordrängen, bis er so nahe wie möglich bei Jakob Platz bekäme.

Denn es gab ein Ding, über das er gar zu gern Bescheid gehabt hätte, und das war das vorzügliche Schelmenstück, das mit den bunten Stäben.

Wie oft hatte Törres, wenn er so hoch oben in den Galben weidete, nicht gedacht, ob er nicht ein paar Erlensbüsche und Haselstauden finden könnte — und wie viele Ringelstäbe hatte er nicht verfertigt, und wie hatte er darüber spekulirt, wie sie sich wohl anbringen ließen. Aber nie sah er seine Mutter-schafe trinken, geschweige denn, daß er einen Wasser-trog hatte, um den sie sich hätten sammeln können.

Er würde sich sehr gern damit befaßt haben, wie er in seiner ganzen Jugend damit experimentirt hatte. Denn konnte Jakob Schafe und Ziegen dazu bringen, gesprengelte Junge zu werfen, wenn er es wollte, so war das ein Beweis von Einsicht in die Viehzucht, die bei weitem Alles übertraf, was Törres für menschenmöglich hielt.

Deutzutage lernten die Leute all Solches aus Büchern; wenn man nur die rechten Bücher zu finden wüßte! Aber hier stand er hilflos vor einer Unmöglichkeit. Wie sollte er es anfangen? Hier war

die Klust, welche ihn immer von Krüger und der Welt, der dieser angehörte, scheiden würde.

Inzwischen machte er Sonntags Bekanntschaft mit mehreren jungen Handlungsgehilfen, welche in den Abendstunden Buchführung lernten. Törres schloß sich ihnen sofort an.

In den ersten Stunden war er ganz dumm; vorsichtig schrieb er Alles auf, ohne das Geringste zu verstehen, und hielt hartnäckig den Mund. Aber allmählig und in rascher Steigerung kam Leben in die Zahlen vor ihm. Er faßte die Beispiele von Geschäften, an welchen der Lehrer sie sich üben ließ, mit richtigem Geschäftsinteresse auf, verkaufte und kaufte und trug ein. Und es dauerte nicht lange, bis der junge Ball den Handelslehrer überraschte durch die Schnelligkeit, mit der er das Resultat herauskommen sah, und durch seine niemals versagende Genauigkeit in Berechnungen und Eintragungen.

Was aber Törres am meisten anzog, waren Renten und Rentenberechnungen. Von Kindheit auf hatte er „Geld auf Rente“ still und ehrerbietig als etwas Entferntes, fast Göttliches nennen hören. Und wenn er nun von der Rente lernte, wie sie herauskam, die gesegnete Ameisenarbeit des Geldes bei Tag und bei Nacht, ohne eine Stunde Ruhe, wie es wachsen konnte mit nur 1/4 Prozent, und wie die kleinen Beträge sich schnell hoben, indem sie immer arbeiteten und kleine Renteneier legten, so erfüllte das seine ganze Seele. Und bald that er nichts Anderes, als im Kopfe die Renten von all den Beträgen zu berechnen, welche er nennen hörte.

Seit den ersten zehn Vere, welche er am ersten Tage aus der Kasse nahm, hatte er regelmäßig, aber langsam und vorsichtig seinen geheimen Bestand an Silbergeld vermehrt. Das wurde ihm nach und nach so leicht und natürlich, daß er es sich garnicht anders denken konnte, als daß die beiden Anderen es ebenso machten. Er dachte sich immer, daß er für Frau Knudsen auf die Kasse aufpakte, und für diesen Dienst nahm er ein angemessenes Entgelt. Darum kreiste er beständig um die Kasse, bis eines Tages Herr Jessen in grimmigem Tone zu ihm sagte: „Was soll das bedeuten, daß Sie beständig um die Kasse herum schnüffeln? Haben Sie auf nichts Anderes zu achten?“

„Es muß doch Jemand auch da aufpassen,“ antwortete Törres, und sie sahen einander einen Augenblick fest in die Augen, ohne zu weichen. Fräulein Thorsten zitterte.

Indessen war Herr Jessen Herr über das, was besser war, nämlich die Abrechnung selbst. Er besorgte Einkäufe und stellte Rechnungen aus. Während Törres bescheiden Kronenstücke in der Kasse sammelte, konnte Herr Jessen große Scheine aus der Abrechnung in seine Tasche gleiten lassen.

Das war es, was Törres plagte; alle seine Sorge für Frau Knudsen konnte wenig nützen, so lange Herr Jessen schaltete. Und niemals kam Törres an die Bücher; selbst nachdem er es in der Buchführung weit gebracht hatte, durfte er nie die mindeste Eintragung machen, ohne daß Herr Jessen dabei stand und diktirte, als ob Törres nie etwas anderes werden könnte, als ein unmiündiger Vauertölpel.

Wenn Fräulein Thorsten zuweilen sich etwas zum Putz nahm oder etwas Aehnliches, so war das nicht so gefährlich. Törres gönnte ihr das, weil sie so nett und süß war; und er bekam mehr und mehr Lust nach diesem feinen Spielzeug.

So ging das erste Jahr für Törres Ball in der Stadt dahin. Als es wieder Herbst wurde mit langen Abenden, nahm er einen Kursus in doppelter Buchführung für Vorgefertigte.

Sein Kapital war jetzt so weit gewachsen, daß er ein paar hundert Kronen gegen gute Prozente an die kleinen Trödler und Eierhändler wagen konnte, welche die Zinsen wöchentlich bezahlten. Es war ein gutes Geschäft, aber es wurde am liebsten heimlich betrieben, am Sonntag, wenn er frei war. In einer Bank wagte er das Geld nicht anzulegen, um nicht Verdacht zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor fünfzig Jahren!

Von Wilhelm Liebknecht.



Die österreichische Volksvertretung war gesprengt, in Wien das Standrecht. Die preussische Volksvertretung auseinandergesagt, Belagerungszustand in Berlin. Auf beiden Flügeln hatte die planmäßig vorrückende Reaktion gesiegt — das Zentrum der Volksbewegung, vertheidigt durch das Frankfurter Parlament, das sich schon längst der Reaktion verschrieben hatte, von beiden Seiten umklammert — das war die Lage. Und das Bild wurde vervollständigt am 10. Dezember 1848, wo Louis Bonaparte, der Nefse des Dinkels und künftige Staatsstreichkaiser, mit 5 1/2 Millionen gegen nicht viel mehr als 1 1/2 Millionen Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, zu dem Zweck, die Republik zu erdrosseln, welche für die Bourgeoisie eine Gefahr bedeutete. Das kapitalistische Bürgerthum braucht Ruhe, und jede andere Freiheit, als die sich zu bereichern, und jedes andere Recht als das, den Arbeiter auszubenten, ist ihm vom Uebel.

So standen die Dinge in Deutschland und Oesterreich, als das Jahr 1849 anbrach. Man sieht, wie ungerecht es ist, das Jahr 1849 das Jahr der Reaktion, und das Jahr 1848 das Jahr der Revolution zu nennen. Am 1. Januar 1849 war die Reaktion in Deutschland schon zur Herrschaft gelangt oder doch so erlarkt, daß ihr die Herrschaft nicht mehr mit Erfolg streitig gemacht werden konnte.

Es ist wahr, die österreichische Reaktion konnte sich noch nicht ganz frei bewegen. Die ungarische Volkserhebung hatte einen ungeahnten Aufschwung und Umfang angenommen, — die österreichischen Truppen hatten vor der Ueberkraft des für seine Unabhängigkeit kämpfenden Magnaren-Volks wiederholt zurückweichen müssen, und Skoffuth war in der östlichen Hälfte des habsburgischen Reiches für den Augenblick ein mächtiger Herr als der „blutjunge“ Franz Joseph, den die Kamarilla am 2. Dezember 1848 an Stelle Ferdinand's auf den Thron gesetzt hatte. Allein diese Erfolge der Volksbewegung im Osten, an der Peripherie der Zivilisation konnten doch keinen Klarsehenden darüber hinwegtäuschen, daß die Revolution in ihrem eigentlichen Mittelpunkt: Paris, und den zwei nächst Paris wichtigsten Stellungen: Wien und Berlin besiegt war.

Im westlichen Oesterreich, überall, wo die Heere der Ungarn nicht waren, wüthete das Standrecht, stöhnte das Volk unter dem eisernen Joch des Schreckensregiments. In Preußen legte die Reaktion sich noch einige Mühsal auf, weil das Volk in vielen Theilen der Monarchie noch in zu lebhafter Erregung war (hauptsächlich in Schlesien, Rheinland und Westfalen), und weil man der Armee nicht überall sicher war. Unter der Landwehr, die damals noch unmittelbar ein Theil des Volkes war, offenbarte sich vielfach eine Stimmung, die den Häuptern der Reaktion Besorgniß einflößte. Die Erfahrungen, welche 1848 und 1849 mit der preussischen Landwehr gemacht wurden, stößten den Gedanken der „Militärreorganisation“ ein, die Anfangs der sechziger Jahre den „Konflikt“ hervorrief — einer Umgestaltung der Armee, die weit mehr die Stärkung gegen den inneren Feind, als gegen den äußeren zum Ziel hatte. Die Reaktion war nicht in Eile, sie konnte warten: die Zeit und das deutsche Bürgerthum arbeiteten für sie. Im anherpreussischen Deutschland war anscheinend die Volksbewegung noch mächtig. Es fehlte nicht an Bestrebungen, die revolutionären Kräfte zu sammeln, die Demokratie zu organisiren und die Möglichkeit einheitlichen Handelns zu schaffen. Auf dem Papier wurden auch sehr schöne Pläne entworfen, mit der Ausführung aber haperte es. Ueber die Thatsache war nicht hinwegzukommen, daß das Bürgerthum, auch da, wo es im März 1848 durchaus demokratisch gewesen, wie z. B. in Baden, von steigendem Mißtrauen gegen die Arbeiter erfüllt war. Wurde doch mir selbst, der ich im Herbst 1848 nach dem Struve-putsch in Baden gefangen worden war,

von dem Advokaten Brentano, dem Führer der bairischen Demokratie — neben Blum der populärste „Volksmann“ der Märzrevolution, nachdem Hecker freiwillig das Feld geräumt hatte, — die Verteidigung in meinem Prozeß abge schlagen, weil ich mich als Kommunist bekannt hatte! Unter den ärmeren Klassen, unter den Arbeitern und Bauern waren zwar radikale und republikanische Ideen sehr verbreitet — in Süddeutschland auch besonders stark unter den Soldaten — doch von einer Organisation und einer Summe von Kräften, stark genug, der lawinenartig anwachsenden Reaktion siegreich zu begegnen, konnte die Rede nicht sein.

Die Mehrheit des Frankfurter Parlaments war blind für die Zeichen der Zeit. Sie that, als wisse sie nicht, daß Blum in Wien erschossen, und daß in Berlin der Belagerungszustand verhängt war. Die „Grundrechte“ hatte man glücklich in Worte gefaßt und dem deutschen Volke die Tantalusqual bereitet, unter allen Völkern der Erde die schönsten und vollständigsten Freiheiten und Rechte auf dem Papier zu besitzen und bewundern zu können. Das Parlament wollte jetzt auch „praktisch“ sein. Der „kühne Griff“ war nur ein Nothbehelf gewesen — und ein mißglückter. Das war nachgerade den Herren der Majorität klar geworden. Das „freie“ und „einige“ Deutschland sollte jetzt endgültig unter Dach und Fach gebracht werden. Die Frage: Republik oder Monarchie? war durch die Ereignisse längst entschieden. Der republikanische Gedanke, der nur an der Schweizer Grenze tiefere Wurzel gefaßt hatte, drang in die Massen erst, als es zu spät war und alle Voraussetzungen der Verwirklichung aufgehört hatten. Also Monarchie. Und natürlich konstitutionelle Monarchie — eine Monarchie mit den Grundrechten, was ungefähr so logisch wie die „Republik mit dem Großherzog“, die auch aus jener Zeit stammt, wo die Zahl der guten Menschen und schlechten Musikanten so außerordentlich groß war.

Gut: Konstitutionelle Monarchie. Aber wer sollte Monarch sein? Es gab nur drei Möglichkeiten. Entweder mußte es ein Habsburger sein, oder ein Hohenzoller, oder irgend ein neutraler Fürst, der weder Habsburger noch Hohenzoller war. Allein ein Habsburger würde sich nie einem Hohenzollern, ein Hohenzoller sich nie einem Habsburger, und die Hohenzollern und Habsburger sich nie einer der kleineren Dynastien unterordnen. Das ließ sich mit Händen greifen.

Die dritte Möglichkeit wurde schnell fallen gelassen. Das dämmerte den Herren Parlamentariern doch auf, daß weder Preußen noch Oesterreich je einen der kleineren „Brüder“ und Kollegen über sich dulden würden. Und so wollten sie es mit einem der großen halten, dem dann die Aussicht eröffnet werden sollte, mit Hilfe der Volksmacht, welche das Parlament zu vertreten sich noch einbildete, die anderen „unterzukriegen“. So überlegten sie denn: ob Habsburger, ob Hohenzoller? An das Weber — Koch dachten sie nicht. Bloss an das Entweder — Oder. Das einzige, nicht aberwählig Dritte: das deutsche Volk, galt für die Herren von der Frankfurter Parlamentsmajorität überhaupt nicht — und es war leider nicht stark genug, den Herren Vernunft zu lehren.

Habsburg oder Hohenzollern? Das war das Feldgeschrei.

Und öffentlich wurde agitirt und heimlich gewählt nach Notizen. Zum ersten Mal tauchten die Stichworte auf: Kleindeutschland — Großdeutschland. „Kleindeutschland“, das war Preußen mit den übrigen Bundesstaaten ohne die zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen Oesterreichs, mit Oesterreich, das Einheitsdynastie wollte, in Bundesgenossenschaft — „Großdeutschland“ war das gesammte Deutschland des alten „Bundes“ mit dem österreichischen Reich, soweit es nicht zu Deutschland gehörte, im Bundesverhältnis. Großdeutsch war die Demokratie — auch die Sozialisten, soweit welche vorhanden waren, weil sie Oesterreich gewissermaßen als deutsche Kolonie betrachteten, durch deren Besitz erst Deutschland eine selbstständige Machtstellung zwischen der romanischen und slavischen Welt erlangen konnte. „Kleindeutschland“ war sehr unpopulär. Wenn man vor 1848

von einem „einigen freien Deutschland“ schwärmte, dann dachte man an das Wort des späteren Reichsverweisers: „Kein Preußen und kein Oesterreich — ein einiges freies Deutschland, groß und stark wie seine Berge.“ Die Staaten Preußen und Oesterreich sollten verschwinden und das zu ihnen gehörige Land mit den Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes das neue Deutschland bilden — ein Ganzdeutschland. Daß das Ganzdeutschland eigentlich auch die russischen Ostseeprovinzen zu umfassen habe, das wurde von Vielen ausgesprochen; dagegen wurde von Niemand ausgesprochen, daß Elsaß-Lothringen dem neuen Deutschland wiedereingegeben werden müsse. Dem blöden Nationalismus, den man uns seitdem einzunipfen versucht hat, ist das deutsche Volk von jeher fremd gewesen. Unsere Ur-Ur-Großväter — und Großmütter —, welche das römische Reich eroberten und eine neue Welt gründeten, bogen sich vor der höheren Kultur der Besiegten, nahmen die Sprache derselben an und vermischten sich mit ihnen zu neuen Nationalitäten. Das unter Karl dem Großen geeinigte germanische Weltreich hatte Paris zur Hauptstadt und das frühere Frankreich und Deutschland zu seinem Kern. Von den deutschen Fürsten, die heiläufig am allerwenigsten ein Recht haben, von deutscher Nation und deutscher Nationalität zu reden, ist das freilich vergessen worden — außer etwa insofern sie es vor zwei Jahrhunderten nicht verschmäht haben, Jahresgelber von dem französischen König anzunehmen (z. B. der „Große Kurfürst“) — was sie doch sicherlich nicht gethan hätten, wenn ihnen Frankreich nicht als national-stammverwandtes Land erschienen wäre. Der chauvinistische Deutsch-Nationalismus, das Teutenthum oder „Alldeutenthum“, das jetzt Mode geworden, ist ein spezifisch preussisches Produkt, gleich dem preussischen Fuselschnaps, und, von einigen deutschhümelnden Hanswürsten abgesehen, auf ostelbischen, das heißt zu drei Vierteln slavischem, folglich undeutlichem Boden gewachsen und ist durch und durch undeutlich. Was insbesondere Elsaß betrifft, so lese man bloß Goethe's „Dichtung und Wahrheit“, um zu erkennen, wie jeder Gedanke, Elsaß als ein Deutschland geraubtes und durch uns zurückzueroberndes Land zu betrachten, dem deutschen Volke ferne lag. Die Elsässer waren zu Frankreich gekommen, das ja, wenn auch jetzt ein selbstständiges von Deutschland getrenntes Reich, doch vor tausend und mehr Jahren von uns Deutschen erobert worden, und aus einem römischen Gallien in ein germanisches Frankreich, abgekürzt: Frankreich, umgewandelt worden war. In der französischen Revolution, die, mit dem französischen Geschichtsschreiber Michelet zu reden, die deutschen Elsässer zu Bürgern des revolutionären und demokratischen Frankreich gemacht hat, waren es vor Allem die Elsässer, welche die Ideen der Revolution in Deutschland verbreiteten, und schon Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte das Wort auf: „Elsaß-Lothringen ist der Bindestrich (trait d'union) zwischen Frankreich und Deutschland“. Es verschwand nach der Stnebelung des revolutionären Frankreich und wachte wieder auf nach der Julirevolution, wo die elsässer Nationalgardien mit ihrer blauweißrothen Kokarde und die elsässer Soldaten mit ihren rothen Hosen gar gern gesehene Gäste in Baden waren, mit denen zahllose internationale Verbrüderungsfeste im kleinen Maßstabe gefeiert wurden. Auch auf dem Hambacher Feste waren sie im Vordergrund des Interesses und das lebendige Symbol der Verbrüderung Frankreichs und Deutschlands. Als die Reaktion die Juli-Hoffnungen zerstört hatte, war auch von den elsässer Nationalgardien und Soldaten auf deutschem Boden nichts mehr zu sehen. Die Februarrevolution aber holte das Veräumdete nach. Mit den blauweißrothen Kokarden wanderten die Jakobinermühen über den Rhein, und daß die republikanische Strömung in Süddeutschland so stark wurde, ist den Elsaß-Lothringern fast ebenso viel zu verdanken, wie den Schweizern. Bei jeder politischen Kundgebung in Baden und in der Pfalz waren elsässer Nationalgardien zu sehen und elsässer Nothhosen — und kein deutschländischer Deutscher (hier gebrauche ich den Ausdr., den die amerikanischen Landsleute erfunden

haben, um den ausländischen Deutschen vom — Deutschländischen zu unterscheiden) — und kein deutschländischer Deutscher hat für die deutsche Einheit und Freiheit tiefere Begeisterung empfunden als unsere elsässer Landsleute, von denen es darum aber keinem eingefallen ist, die Loslösung des Elsaß von Frankreich zu wünschen.

Der „Bindestrich“ war 1848 und 1849 gar beliebt in Süddeutschland, und mehr als ein Elsässer hat in seiner Nationalgardienuniform, und verschiedene sogar in ihrer französischen Soldatenuniform auf den Schlachtfeldern Badens gestritten, und mehr als einer hat den „Bindestrich“ mit seinem Blut und seinem Leben besiegelt. Dann und wann kam mit den elsässischen Freischärlern das Gespräch auch ernstlich darauf, ob sie denn, da Deutschland doch nun frei sei oder doch ganz gewiß frei sein werde, nicht wieder ein Theil Deutschland werden wollten. Allein stets war die Antwort: Wozu? Haben die deutschen Schweizer Lust, Theile Deutschlands zu werden? Was können sie dabei gewinnen? Freiheit steht über Nationalität. Als Theile Frankreichs sind wir frei geworden. Und können wir die Mission des trait d'union zwischen Frankreich und Deutschland nicht besser erfüllen als deutsche Franzosen wie als von Frankreich wieder abgetrennte Deutsche? Fühlt der deutsche oder französische Schweizer sich unbehaglich? Sie sind beide gleich, sind beide frei — keiner von beiden herrscht über den anderen und so hat keiner von beiden den Wunsch, sein Verhältnis zu ändern. Genau so wie das Verhältnis der französischen zur deutschen Schweiz wird auch das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland und werden, dann sind Deutschland und Frankreich zwei große Kantone einer großen Eidgenossenschaft, und da ist es ganz gleichgültig, welchem Kanton Einer angehört.

Die Unpopularität „Kleindeutschlands“ wurde durch die Unpopularität Preußens noch wesentlich vermehrt. In den letzten drei Menschenaltern ist an Geschichtsfälschung und an Fälschung der öffentlichen Meinung schier Unglaubliches geleistet worden — und zwar in erster Linie zu dem Zweck, Preußen in den „deutschen Nationalstaat“, den Staat mit dem „deutschen Beruf“ unzulässig. Von Bismarck und unter Bismarck ist das Märchen nicht erfunden worden — es war schon fertig, ehe er geboren ward; und Preußen, welches die Vorkämpfer des einigen Deutschlands, die harmlosen „Demagogen“ auf's Niederträchtigste verfolgte, gründete gleichzeitig den Zollverein und heuchelte bei dem übrigen Deutschland Liebe für deutsche Einheit, die es bei sich zu Hause in den Kerker warf. Das Wahrheitsform in dem Lügenmärchen ist, daß Preußen seit Jahrhunderten den Erbberuf verspürt hat, das verwahrloste und herrenlose Deutschland in seinen Besitz zu bringen — wenigstens ein möglichst großes Stück.

Diese Doppelzüngigkeit, diese Undeutlichkeit der preussischen Politik und das steife, brutale, knechtische Gehorsam heischende, den slavischen Ursprung verrathende Wesen der preussischen Bureaucratie war in ganz Deutschland verhaßt, und „Kleindeutschland“ war gleichbedeutend mit preussischem Deutschland.

Lange wogte der Streit hin und her; hüben und drüben ward geeifert, gewählt, gelogen, gemogelt, gefälscht. Entschieden wurde der Streit zu Gunsten der Hohenzollern durch die Tragödie der Erschießung Blum's. Der todt Blum stellte sich zwischen das Haus Habsburg und das deutsche Volk, entriß dem Hause Habsburg die deutsche Kaiserkrone und bereitete 1866 vor.

Am 27. März 1849 wurde die Reichsverfassung, enthaltend den erblichen Kaiser, mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen; und am folgenden Tage, dem 28. März, der König von Preußen zum deutschen Erbkaiser erwählt mit 290 Stimmen. Der Abstimmung enthielten sich 248 Abgeordnete — darunter 100 Oesterreicher. Durch die oktroyirte österreichische Verfassung vom 7. März, welche alle Staaten der österreichischen Monarchie für eine einheitliche und untheilbare konstitutionelle Monarchie erklärte, hatte die österreichische Regierung Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen, und die österreichischen Vertreter im Frankfurter Parlament, von ihrer eigenen Regierung

nicht mehr anerkannt, hatten in Frankfurt nichts mehr zu suchen — wenn sie sich nicht auf den Boden der Revolution stellten.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV.,

richteten und Denkenden konnte es keine Frage mehr sein. Was der König von Preußen, der Erwählte der Frankfurter Parlamentsmajorität, von dem Parlament und von einer Parlamentskrone hielt, das hatte er

giebt, und daß ich einer davon bin!“ Einige Monate später hatte er Herrn von Gagern, der sich in Berlin für den „kühnen Griff“ entschuldigte und betreffs der Kaiserkrone die Ansichten des Königs erforschen



Nach des Tages Mühen. Nach einem Gemälde von Ludwig Dittmann.

war also zum deutschen Erbkaiser gewählt, und eine Deputation sollte ihm die Krone feierlich überbringen.

Eine wunderliche Komödie, diese Kaiserdeputation, in der Tragikomödie des Frankfurter Parlaments. Zum Geben gehört auch Einer, der nimmt. Wird die Krone genommen werden? Für die Unter-

bei drei Gelegenheiten schon deutlich ausgesprochen. Das eine Mal, im Spätsommer 1848 bei dem Dombaufest in Köln, wo er einer Deputation des Parlaments, die ihn zu begrüßen gekommen war, mit scharfer Stimme zurief: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es in Deutschland noch Fürsten

wollte, nach drei längeren Unterredungen erklärt: „Es ist an sich ungerecht, daß mir die Krone angeboten wird, es ist auch ungerecht, daß ich sie annehme. Der kleinste und unmächtigste meiner Mitfürsten hat dasselbe Recht wie ich.“

Und am 14. Dezember 1848 hatte er an seinen

Vertrauten, den preussischen Gesandten in London, Bunsen, folgenden Brief geschrieben, der allerdings erst später bekannt wurde:

„Sie sagten (wörtlich wie Herr von Gagern mir sagte am 26. und 27. vorigen Monats): ‚Sie wollen die Zustimmung der Fürsten! gut und recht, die sollen Sie haben!‘ Aber, mein theurer Freund, da liegt der Hund begraben. Ich will weder die Zustimmung der Fürsten zu der Wahl, noch die Krone. Verstehen Sie die markirten Worte? Ich will Ihnen das Licht darüber so kurz und so hell als möglich schaffen. Die Krone ist erstens keine Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesezte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Delung ‚von Gottes Gnaden‘ macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen: sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie — leider meinen, verneinert überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernstien, dümmsten, schlechtesten, wenn auch gottlob nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dred und Letten gebaden, soll ein legitimer König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, so doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen? . . . Ich sage Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre gerührt hat, einmal wieder vergeben werden, so bin Ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe Dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt.“

Wer diesen Brief liest, der sieht den unüberbrückbaren Abgrund, der zwischen dem Frankfurter Parlament und dem König von Preußen lag, und der weiß auch, daß der Vertreter solcher mittelalterlichen Anschauungen keine Krone annehmen konnte, die von einer „mit dem Ludergeruch der Revolution“ behafteten Versammlung dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe — nach Art der Pflastersteinkrone Louis Philipp's — „aus Dred und Lehm gebaden“ worden war. Die Anspielung auf Louis Philipp ist allerdings etwas sonderbar, hatte doch Friedrich Wilhelm der Vierte kurz vor der Februar-Revolution diesen Bürgerkönig mit der „Pflastersteinkrone“ und dem „Ludergeruch der Revolution“ in einem eigenhändigen Brief als das Muster eines Staatsmannes und als Hauptstütze der göttlichen Staats- und Weltordnung gepriesen.

Friedrich Wilhelm der Vierte strahlte vor Vergnügen, als die Nachricht kam, daß das Frankfurter Parlament ihn zum deutschen Kaiser gewählt und eine Deputation mit der Kaiserkrone an ihn geschickt habe.

Der lang ersehnte Moment war da: die Revanche für den 18. und 19. März! Den Höflingen sagte er im Voraus, sie sollten auf etwas Interessantes gefaßt sein.

Nach allerhand Irrfahrten, die hintennach — mit Recht oder Unrecht — auf den pfliffigen Wunsch zurückgeführt wurden, nicht am 1. April in Berlin einzutreffen, traf die Deputation am 2. April in der künftigen Kaiserstadt ein und wurde nach kurzem Bitten um gut Weiter bei dem Staatsreichsminister Brandenburg für den folgenden Tag — den 3. April — auf 12 Uhr Mittags „zur feierlichen Audienz“ beim Könige „entboten“. Und nun geben wir den Bericht, welchen die „Frankfurter Zeitung“ (s. das „Wochenblatt“ vom 31. März 1899) nach den Quellen zusammengestellt hat. Das deutsche Volk muß diesen Schlußakt der Kaiserposse genau

kennen. Sie wirft ihren vollen Lichtschein bis in die Gegenwart.

„Die Deputation wurde nicht, wie man erwartet hatte, in Hofwagen dazu abgeholt. Die Stadt Berlin sprang ein und stellte ihr Wagen zur Auffahrt am Schlosse. Die Hofdienerschaft empfing und geleitete die Abgeordneten des deutschen Parlaments mit schwach verhehlter Geringschätzung. Als der Präsident Simson während des Wartens im Vorfaal ein Glas Wasser beehrte, bedauerte der Lafai, ein solches nicht zur Hand zu haben, und holte das Verlangte erst, als Simson sein Begehren in sehr bestimmtem Tone wiederholte.

„Der König empfing die Deputation im großen Rittersaale, unter dem Thronhimmel stehend, umgeben von den Prinzen, Ministern, Generalen und dem ganzen Hofstaate. Auf die Anrede des Präsidenten Simson, der ihm den Text der Reichsverfassung und das Protokoll über die Kaiserwahl vorlegte, antwortete der König in freier Rede mit starker, erhobener Stimme. Er sprach zuerst seine Befriedigung aus über den an ihn ergangenen Ruf. Er sei bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt hätten, welche ihre Zuversicht auf seine Eingebung und seine Treue, auf seine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stützten. Nun verstärkte der König seine Stimme, hob den Blick aufwärts und erklärte, er würde das Vertrauen der Abgeordneten nicht rechtfertigen, wollte er mit Verletzung heiliger Rechte und seiner früheren feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte eine folgenreiche Entschliekung fassen. „An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugebachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.“

„Die Abgeordneten hörten nicht weiter. Was sie bis zu ihrer Ankunft in Berlin still für sich gefürchtet oder den näheren Freunden befozt zugestüstert hatten: das war jetzt wirklich eingetroffen. Denn die vom Reichstag in mühsamer Arbeit geschaffene und genehmigte Verfassung hatte der König in unzweideutiger Form abgelehnt und damit auch die Kaiserwürde.

„In der ersten Bestürzung wollte die Deputation sofort abreisen. Aber sie besann sich; man hatte es doch mit einem Könige zu thun! Sie richtete eine Erklärung an die preussische Staatsregierung, in der sie aussprach, daß sie die Einladung, auf Grundlage der Reichsverfassung die auf den König gefallene Wahl anzunehmen, als abgelehnt ansehen müsse.

„An demselben Tage versandte die preussische Regierung eine Zirkularnote, derzufolge die deutschen Regierungen aufgefordert werden sollten, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu schicken, damit der nunmehr drohenden Gefahr vorgebeugt werde. Der König erklärte sich bereit, auf den Antrag der deutschen Regierungen und unter Zustimmung der deutschen Nationalversammlung die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen und an die Spitze eines Bundesstaates zu treten.

„Damit war die Nationalversammlung und ihre Reichsverfassung beseitigt.

„Die Deputation war zur königlichen Tafel geladen worden. Zuerst schien es den Herren eine Unmöglichkeit zu sein, der Einladung zu folgen; aber sie besannen sich wiederum und gingen. Der König war heiter gelaunt, sorglos, witzig. Mehrere Anreden des Königs wurden von den übelgelaunten Deputirten mehr als witzig gefunden.

„„Ihr Bruder (Beseler) regiert einmal wieder ein bißchen in Schleswig-Holstein! . . . Der König von Dänemark ein vortrefflicher Mann, mein guter Freund!“

„„Wiedermann? . . . Aus?“ . . . „Leipzig, Majestät!“ . . . „Handelsmann?“

„„Nicht wahr, Herr Nießer, ich habe doch Recht, eine beschuittene Kaiserkrone nicht anzunehmen?“

„„Wertwürdig, daß die Leute Einem heutzutage zumeist gerade das anbieten, was sie selbst nicht haben!“ . . .

„„Pannier aus Dessau! . . . Dessau? . . . Ach! Da liegt schon längst ein Besuch in meinem Kabinett wegen Anschlusses des dessauischen Militärs an mein herrliches Kriegsheer. . . Ich habe noch nicht verfügt. . . Ein abscheulich aufgewühltes Land! . . . Ich werde dem Gesuche doch wohl willfahren müssen. . . Liebster Pannier, gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“

„„In Arndt sagte der König: ‚Sie sind also doch gekommen!‘ Niemand verstand dieses Wort. Denn Arndt hatte über seinen Briefwechsel mit dem König wohlweislich geschwiegen.

„„In gehobener Stimmung haben die Herren der Kaiser-Deputation die königliche Tafel nicht verlassen.

„Am 9. April meldete das „Frankfurter Journal“: „Die Kaiser-Deputation ist vorgestern Abend um 10 Uhr von Berlin über Eisenach und Hanau dahier wieder eingetroffen.“ Vor ihrer Einfahrt in Frankfurt — in Hanau — war sie noch mit einer solennen Kagenmusik begrüßt worden.

„„In Frankfurt hat sie Niemand empfangen.“ — Soweit die „Frankfurter Zeitung“. Wir haben ihrem Bericht nur einige Worte der Erläuterung und Ergänzung hinzuzufügen.

Nießer, dem der König von Preußen das geschmackvolle Wort von der „beschuittene Krone“ widmete, war Jude.

Die Bemerkung gegen Arndt erklärt sich daran, daß der kindisch gewordene Dichter des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Anfang März an den Hohenzollernkönig geschrieben und ihn „aus treuem Herzen betend, hoffend, bittend“ angebetelt hatte, er möge doch ja die Kaiserkrone, die ihm in sicherer Aussicht stehe, gnädig annehmen, — und daß er von dem König, der soust große Verehrung für ihn zur Schau trug, am 18. März — das Datum war gewiß kein Zufall — die schroffe Antwort erhalten hatte: „Wie kann man mir zumuthen, eine Krone von Jemand anzunehmen, der sie nicht zu vergeben hat. Nur ein Rath der Könige und Fürsten Deutschlands ist besugt, nach tausendjährigem Verkommen dem Reich einen König zu führen und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorzulegen.“ Wohl gemerkt nur zur Bestätigung.

Der König von Preußen hatte bei dem Diner nach der Audienz mit den ausgesucht höhnischen und kränkenden Worten, die er an seine Gäste richtete, seinem Groll noch nicht hinlänglich Lust gemacht. Als sie aus dem Speisesaal hinauskomplimentirt waren, sprang — so hat einer der Anwesenden erzählt — der König laut und grell lachend auf und machte hinter den unglücklichen Parlaments-Deputirten die Geberde eines sehr kräftigen Fußtritts. Der moralische Fußtritt der Audienz hatte dem Herzen des Monarchen nicht genügt.

Die Eindrücke der Kaiserdeputation, die dreißig Mann (nicht Männer) stark, mit dem ornamentalen Waschweib und „geborenen Präsidenten“ Simson an der Spitze, ausgezogen war gen Berlin und auf der Heimfahrt verschiedene ihrer Mitglieder verloren hatte, waren so niederschmetternd, daß die Herren sich, sobald sie nach jenem Königsmahl, das ihnen ein wahres Henkersmahl gewesen, unter sich allein waren, gegenseitig das Ehrenwort gaben, das was ihnen widerfahren, keiner menschlichen Seele anzuvertrauen. Einen amtlichen Bericht haben sie auch nie veröffentlicht; und die privaten Berichte waren stets sehr spärlich. Sogar der geschwätzigste Simson wurde stets ganz einsilbig, wenn von der Kaiserdeputation die Rede war. Selbst ein deutscher Spießbürger, der Fußtritte ohne ein Zucken der Wimper in Empfang nimmt, liebt es nicht, von ihnen zu sprechen.

So war denn von dem Hauch eines preussischen Königs das prächtige Kartenhause der deutschen Reichsverfassung, an dem die „besten Männer“ fast dreiviertel Jahre lang gebaut, in einem Nu umgeblasen — umgeblasen ohne Hoffnung des Wiederaufbaus. Was nun? Sollten die betäubten Lohgerber sich den Fellen nachstürzen, die ihnen fortgeschwommen waren?

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eroberung.

Nach dem Russischen des Gregor Matschett.

(Schluß.)
Nnd in einer Minute tobte in dem Dorfe, das so ruhig gewesen war, ein Höllenlärm. Auf allen Seiten sahen wir eine Menge Frauen und Kinder hervorkommen, die uns mit ihrem Geschrei bedrückten. Hinter ihnen erschienen einige Männer, die schweigend, mit gesenkten Augen, mit einem Ausdruck der Furcht und der Herausforderung, wie gehegte Thiere näher kamen.

Vielleicht hatten sie Gewissensbisse, sich in ihren Kellern versteckt zu haben, anstatt uns sogleich anzugreifen. Sobald einer von ihnen den Blick auf uns richtete, las ich einen wilden Haß in seinem Auge, seinem blaffen Gesicht. Wir hatten die Empfindung, als müsse ein Sturm über uns losbrechen, dem wir nicht entgehen konnten. Wir fühlten es in der Luft und zitterten auf unseren Sätteln; ja, lange Zeit blieben wir stumm, ohne ein Wort zu sprechen.

„Schwarze Raben!“ rief uns endlich einer der Männer zu.

„Was sucht Ihr hier?“ heulte ein anderer. „Habt Ihr nicht Platz genug in Eurem Dorfe, daß Ihr in unseres kommen müßt? Ihr sollt uns nicht anrühren!“

Die Menge drängte sich zusammen, und ihr Geschrei wurde immer wilder. Man hätte glauben können, sie weiche zurück, um sich dann mit größerer Gewalt auf uns zu stürzen. Von Neuem wurde die Spannung unerträglich, noch eine Sekunde oder zwei und der Sturm brach los.

Plötzlich lagerte sich ein dumpfes Schweigen über der Menge, und aller Augen wandten sich derselben Seite zu. Langsam trat ein hoher Greis auf uns zu. Er glitt gleichsam vorwärts, und sein Gang erinnerte mich an den eines alten Bären, wenn er sich dem Jäger nähert. Sein weißer Bart, der in zwei Hälften getheilt war, fiel ihm bis über die Brust hinunter. Er kam ganz nahe an uns heran und wir konnten sein Gesicht sehen, das mit Runzeln bedeckt war und sehr, sehr alt erschien. Doch seine grauen Augen waren voller Thränen. Dieser Greis war Prof, der Älteste des Dorfes. Schluchzend blieb er stehen und konnte kaum athmen. Seine bläulichen, runzligen Lippen bewegten sich einige Minuten, ohne daß ein Ton hervorkam. Er betrachtete uns Alle, Einen nach dem Anderen, und richtete auf uns seine kleinen, halbgeschlossenen Augen. Lebensfalls versuchte er unsere Absichten zu errathen. Wir blieben unbeweglich, und Niemand wagte es, zu sprechen. Endlich brach der Greis den Zauber. Er verneigte sich und grüßte uns.

Diese Bewegung erinnerte unseren Isprawnik an seine Pflicht. „Mit welchem Rechte wagt Ihr...?“ begann er und hielt dann inne. In seiner Aufregung hatte er die Formel gebraucht, die er gewöhnlich anwandte, wenn er mit den Angeklagten sprach, die man ihm zuführte. Doch der Greis war kein Angeklagter; der Isprawnik sah das ein und schwieg, denn er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Warum habt Ihr Euch versteckt gehalten?“ soufflirte ihm Polonsky, der zu uns zurückgekehrt war.

„Ja, warum, in Teufels Namen, habt Ihr Euch versteckt gehalten?“ wiederholte der Isprawnik in heftigstem Tone, und ließ nun, da er sich im Zuge fühlte, eine ganze Serie von Fragen, in die sich einige Flüche mischten, herabregnen. Doch der Greis erwiderte ihm nichts; er blieb unbeweglich und sah ihm in's Gesicht, nur seine Lippen zitterten noch immer.

„Wer seid Ihr?“ brüllte endlich der Isprawnik, der sich über eine solche Kühnheit ärgerte.

„Ein Diener Gottes, ja, ein Diener Gottes!“ erwiderte Prof mit sehr sanfter Stimme, die aber zitterte.

„Glaubt Ihr an den wahren Gott?“ fragte der Vater Arefa.

Der Greis wandte sich nach dem Popen um, betrachtete ihn ebenfalls, dann machte er ernst mit zwei Fingern nach Art der Altgläubigen das Zeichen des Kreuzes.

„Das dachte ich mir!“ seufzte Arefa. „Erkennt Ihr den Czaren an?“ soufflirte Polonsky weiter, und der Isprawnik wiederholte die Frage.

Der Greis wiegte sich jetzt von einem Fuß auf den anderen; mehr als je erinnerte er mich an einen alten Bären. Endlich sprach er. „Höret mich!“ sagte er mit sichtlicher Anstrengung. „Höret mich! Die Gemeinde hat mich geschickt! Ich bin gekommen, um Euch im Namen der Gemeinde zu bitten. Ruhe!“ fügte er hinzu, sich nach den Frauen umwendend, die wieder zu jammern angefangen hatten.

Die Frauen schwiegen und der Greis sprach von Neuem: „Wir haben hier über hundert Jahre gelebt; wir leben wie unsere Väter gelebt haben, wir bilden nur eine Familie, leben in Ruhe und Frieden, wie es die Bibel lehrt. Ja, die Sonne Gottes ist das Einzige, was wir mit Euch gemein haben. Wir leben hier in Frieden und thun, was uns gefällt. Ja! Kehrt zurück an den Ort, von wo Ihr gekommen seid! Wir bedürfen Eurer hier nicht! Nein!“

Bei diesem Worte brach er plötzlich los und rief uns mehrere Male hintereinander zu: „Nein, nein!“

Die Menge schien nur auf diesen Schrei gewartet zu haben, um ebenfalls loszubrechen. Sie entflammte sich wie getrocknetes Getreide.

„Wir bedürfen Eurer nicht, nein!“ brüllten Hunderte von Stimmen.

Der Greis gebot wieder Schweigen, dann wandte er sich nach uns um; sein Gesicht war roth vor Fieber: „Die Gemeinde verbietet Euch, hier zu bleiben! Sie verbietet es Euch! Wir leben hier ruhig, ohne andere Herren als uns. Wir kennen Euch nicht. Unsere Väter haben hier gelebt. Der Wald ist unser Vater, der uns ernährt und kleidet. Geh! Wir gehorchen dem Willen Gottes, wie es die Alten gethan, die vor uns gelebt haben. Wir sündigen nicht. Wir sind wie die Vögel, die ihre Nester bauen, wo sie wollen. Wer sollte sie hindern! Der Wald gehört Gott und wir leben darin. Nein, Ihr könnt ihn uns nicht nehmen. Der Wald ist unser Vater...“

Er hätte so bis in's Unendliche dieselben Worte weiter gesprochen, hätte der Isprawnik ihn nicht unterbrochen und seinen Leuten befohlen, sich seiner zu bemächtigen.

„Daltet ein — laßt mich reden, laßt mich sprechen, was ich zu sprechen habe,“ rief Prof, sich sträubend. „Hört mich an. Wir haben kein Gold. Unser Reichthum ruht auf dem Getreide, das Gott wachsen läßt, und im Vieh. Nehmt das Alles und laßt uns in Frieden.“

„Ergreift ihn, sage ich Euch!“ schrie der Isprawnik.

Doch der Greis sträubte sich von Neuem. Er warf sich dem Polizeimeister zu Füßen, sein langer, weißer Bart fiel auf die Lackstiefel des würdigen Beamten. Er umfaßte seine Kniee und weinte wie ein Kind. „Nein, nein!“ schluchzte er.

Die Soldaten zwangen ihn, sich zu erheben, und führten ihn fort trotz seiner verzweifelten Anstrengungen, sich aus ihren Händen zu befreien.

In diesem Augenblick vollzog sich ein unvorhergesehenes Ereigniß. Die Menge, die wir vergessen hatten, stürzte sich auf uns und umzingelte uns mit wildem Geschrei. Ein Schuß ging los, dem ein anderer folgte. Säbel flogen aus den Scheiden. Dann erfolgte ein neuer Angriff, noch wilderes Geschrei und ein furchtbares Handgemenge.

Was dann folgte bis zu dem Augenblicke, da ich mit dem Vater Arefa wieder in den Wald zurücksprenge, weiß ich nicht mehr.

* * *

Wir konnten uns mit unserem Vidnik beschäftigen, das sehr glänzend und sehr lustig war. Die Damen hatten Alles vorbereitet; wir tranken auf ihre Gesundheit, wir tranken, um den Sieg zu feiern, den wir davongetragen hatten. Die Musiker, die mit

uns gekommen waren, thaten ihr Bestes; zum ersten Male hallte der Wald von dem fröhlichen Tone der Walzer wieder. Und schließlich tanzten wir Alle auf dem harten Schnee, unter den alten Cedern.

Plötzlich schwieg die Musik, und wir hörten einen Schrei: „Meine Herren, schnell, schnell!“ Man rief uns und wir stürzten nach der Seite, wo unsere Soldaten standen.

Hier erfuhren wir, daß es drei Männern, die wegen Rebellion verhaftet worden waren, und auch dem alten Prof, gelungen war, ihre Handfesseln abzustreifen und zu entfliehen. Die drei Männer waren jetzt außer Sehweite, doch den Greis konnte man noch fassen. Wir liefen ihm nach.

„Ich habe ihn, kommen Sie hierher, meine Herren!“ Es war die Stimme Polonsky's. „Da! Da!“ sagte er zu uns, als wir zu ihm geeilt waren, und zeigte uns, zu weit entfernt, als daß man sie klar erkennen konnte, eine Gestalt, die sich über unserem Haupte bewegte.

Diese Gestalt schritt langsam einen Felsen empor. Was bedeutete diese Komödie? Wußte der alte Prof nicht, daß wir ihn verfolgten? Warum versuchte er nicht zu laufen?

Ein schrecklicher Fluch Polonsky's gab uns bald die Erklärung dieses Räthfels. Wir erkannten, daß der Rand des Felsens, auf dem der Greis einerschritt, von uns durch einen Abgrund getrennt war. Der Greis war gezwungen, mit tausend Vorsichtsmahregeln zu gehen und außerdem wußte er sich vor unserer Annäherung geschützt.

Die Damen waren über seine Kühnheit empört. Der Isprawnik erging sich in Schmähungen. Selbst Polonsky verzichtete auf die Verfolgung.

Plötzlich blieb der Greis zu unserer größten Ueberraschung stehen und setzte sich. Er mußte noch auf einen höheren Felsen klettern; dort war er mitten im Walde und Niemand konnte ihn mehr erreichen. Jedenfalls hatte er sich gesetzt, um Kräfte zu sammeln. Er blieb dort unbeweglich, den Kopf zwischen den Knien, ohne uns trotz unseres Geschimpfes auch nur anzusehen.

Doch von Neuem änderte sich die Szene. Wir bemerkten eine Gruppe von Männern, die vom Walde herkam; das war unser Hauptmann mit seinen Soldaten, die vom Dorfe zurückkehrten. Auch der Greis sah, wie sie näher rückten und sprang mit der Behendigkeit eines Jünglings auf die Füße. Dann blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen. Wir zitterten vor Angst. Was würde er thun? Er konnte weder zu uns zurückkehren, noch auf den Felsen hinaufklettern. Er machte einige Schritte nach rechts und wandte sich dann nach links. Doch nein, jedes Entweichen war unmöglich. Da richtete er sich zur vollen Höhe auf, und, einem Waldgeiste ähnlich, sahen wir ihn auf seinem Felsen, die Augen dem Abgrunde zugewendet, stehen, während sein weißer Bart im Winde flatterte.

„Haha!“ rief ihm der Isprawnik hohnlachend zu, „versuche doch, uns jetzt zu entfliehen!“

Doch Prof achtete nicht auf das Geschrei. Er ging mit ruhigem, festem Schritte geradeaus; als er am Rande des Abgrundes angelangt war, blieb er stehen und warf einen langen Blick um sich. Der rothe Kreis der Sonne ging im Westen unter. Ohne Wärme zu verbreiten, warf sie ihre Strahlen auf die Wolken, den Wald und die Felsen. Der Bart des Greises schien sich rosa zu färben.

Prof betrachtete einige Zeit die untergehende Sonne; dann machte er dreimal das Zeichen des Kreuzes mit drei tiefen Verbengungen. Dann blieb er unbeweglich mit gesenkten Augen stehen. Schon war der Trupp des Hauptmannes nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt, auf dem er sich befand.

Nun sahen wir, wie der Greis sich zur Erde warf. Mit einer seiner langen knöchigen Hände ergriff er den Rand des Felsens und stieg in den Abgrund hinab. Er suchte einen Stein, auf den er

seinen Fuß stützen konnte. Endlich fand er ihn und faßte diesen Stein von Neuem, um tiefer hinab zu steigen. Seine Glieder bewegten sich mit düsterer Regelmäßigkeit; bald sahen wir nur noch den weißen Fleck seiner Hand. Dann verschwand auch dieser. Wir hörten nur das dumpfe Geräusch des Körpers, der über die Felsen hinab in den Abgrund rollte...

Der Russe war verstummt. Niemand wagte das Schweigen zu brechen. Diese Tragödie im Walde hatte uns Alle bewegt. Endlich fragte eine der jungen Engländerinnen: „Und was ist aus dem Dorfe und seinen unglücklichen Bewohnern geworden?“ „Ich habe B. einige Wochen nach dieser Expedition verlassen,“ erwiderte unser Gefährte, „und

erst später führte mich der Zufall im Vorübergehen zurück. Eine große Lichtung war im Walde geschlagen worden; die Rinnsale und Bäche waren kanalisiert und Brücken verbanden die Ufer; man hatte Alles verbessert, so daß ich Mühe hatte, den Schanplatz unserer alten That wieder zu erkennen. Das Dorf war registriert und stand in den Büchern der Polizei; es hatte jetzt einen geseglichen Namen: Tajoznaja. Als ich es betrat, wurde ich vom Ton einer Orgel angenehm berührt. Die Frauen trugen Kleider aus rother Baumwolle, die elegant und sauber aussahen und sich von den elenden Lumpen, die ich beim ersten Mal gesehen, vorthellhaft unterschieden. Besonders fiel mir ein schönes, neues Haus auf mit einem Balkon und einem großen Schilde,

auf dem ich in weißen Buchstaben auf grünem Grunde das Wort „Birthshaus“ las. Mein alter Kamerad Polonsky stand auf der Schwelle. Er erkannte mich und lud mich ein, einzutreten und den Abend mit ihm zu verleben. Er hatte sich im Dorfe niedergelassen; seine Schenke war die bekannteste der Gegend, obwohl es noch mehrere andere gab. Ich schüttelte ihm die Hand und wir wechselten einige Worte; doch — ich weiß nicht, warum — ich fühlte nicht die Kraft in mir, in's Haus zu treten, oder in dem Dorfe zu trinken oder mich zu amüsiren, das wir einst, er und ich, der Zivilisation erobert hatten. Ich setzte meinen Weg fort und habe seitdem keine Gelegenheit mehr gehabt, nach Tajoznaja zu kommen.“

Feuilleton.

Nach des Tages Mähens. Das war heute ein heißer Tag. Kein Lusthauch ging, die Sonne brannte auf dem reglosen Wasser, eine Glühbirne herrschte in der stickigen Luft, wie in einem Backofen. Es war, als zehre die Luft und das Wasser jede Spur von Kraft aus dem Körper. Erst gegen Abend, als die Sonne niederging, machte ein kühlender Windhauch sich auf. Und nun, nach beendetem Tagewerk, ist der Fischer vor die Thür getreten und ruht aus, an den niedrigen Stadelzaun gelehnt. Ein friedliches Idyll bietet der Anblick der Dorfstraße. In den dichten Büschen versteckt liegen die Häuser, zurück vom Fahrweg, der hinten abbiegt und sich zwischen den Bäumen zum Strande hin verliert. Ueberall ist Ruhe, das Reg ist zum Trocknen in den Zweigen aufgehängt. Nur ein kleines Kind spielt im Sande, sonst ist Niemand auf der Straße zu sehen. Weiche, breite Schatten laufen schon über den Weg. Die Sonnenstrahlen spielen jetzt mild und mit erquickender Wärme um den Fischer. Ein wohlthätiges Gefühl strömt in die ermatteten Glieder... Ein prächtiger Typus eines niederdeutschen Fischers ist es, den Ludwig Dettmann in seiner frischen Art vor uns hingestellt hat: wie er so lässig daheilt in seinem Arbeitsgewande, der kurzen Jacke, den dicken Hosen und den schweren, weit hinaufreichenden Wasserstiefeln. Die lichten, rötlichen Haare und der dunklere Bart umrahmen das scharfgeschnittene, schon von mancher Furche durchzogene freundliche Gesicht. Ein merkwürdiger Ausdruck liegt in dem fest geschlossenen Mund und den hellen Augen. Der Blick scheint in die Ferne zu gehen, aber er faßt kein Ziel; es ist ein Hindämmern, in dem die Gedanken ziellos kommen und gehen — die Abspannung von Leib und Seele nach schwerer Tagesarbeit.

Die Johanniszeit, die Tage, an denen die Sonne nach der volkstümlichen Auffassung ihren Höhepunkt erreicht, werden noch immer vom Landmann durch allerlei Bräuche gefeiert. Die Zeit des Hochsommers ist die für den Landmann gefährlichste: Das Getreide geht der Reife entgegen, die Heerden weiden in der freien Natur, und gerade jetzt treten Hagel und Gewitter besonders häufig auf und können in wenigen Stunden die Hoffnungen auf eine gute Ernte vernichten, verheerende Krankheiten stellen sich unter den Thieren am leichtesten ein. In ihnen allen treiben nach altem Glauben feindliche Dämonen ihr Wesen und bemühen sich, dem Menschen zu schaden. Gegen diese sucht sich der Gefährdete zu schützen: aus der symbolischen Abwehr gegen die verderblichen Gewalten erklären sich die meisten Gebräuche, die in der Johanniszeit vom Volke geliebt werden; sie lassen sich bis auf die frühesten Zeiten unserer Geschichte zurückverfolgen. Eine anziehende Schilderung derselben giebt Prof. Eugen Mogk in dem von Hans Meyer herausgegebenen Buche „Das deutsche Volksthum“ (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut). Wir entnehmen seinen Ausführungen das Folgende:

Das Feuer hat nach altgermanischem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Wenn sie von einem Gebiet Besitz ergriffen, pflanzten die Germanen mit einem Feuerbrande den erworbenen Grund und Boden zu umgehen, um das Land vor verderblichen Geistern zu schützen; in manchen Gegenden wiederholt sich dieser Vorgang jedes Jahr vor der Bestellung des Feldes; an vielen Orten brennen noch heute in der Osterzeit die Feuer auf den Feldern, ein Ueberbleibsel in der Sitte aus den Tagen, da dieser Glauben noch lebendig war. Die hervorstechendste Rolle aber spielen die abwehrenden Feuer in der Zeit der Sommerjonnennende, zu der wir die Noth-, Hagel- oder Johannisfeuer in fast allen Gegenden Deutschlands finden. Sinnlose, nichtsagende Spielereien sind diese Feuer nicht. Die Luft kann durch das Feuer des Holzstoßes von schädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffassung von feindlichen Dämonen gereinigt werden, und so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Nothfeuer, gegen das schon die Synoden des achten Jahrhunderts als einen

leidnischen Brauch ankämpften. Es war ursprünglich an keine bestimmte Zeit geknüpft, sondern wurde einfach, wenn epidemische Krankheiten unter Menschen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und unter Mitwirkung der ganzen Gemeinde. Zuvor wurden alle Feuer des Ortes ausgelöscht. Dann zog Alt und Jung vor Sonnenaufgang nach einem verabredeten Plage und nahm dorthin Nahrung für ein neues Feuer mit. Dieses mußte ein reiner Jüngling durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen entfachen (daher hieß das Feuer „Nothfeuer“, d. h. durch Reibung erzeugtes Feuer), worauf alle Mitglieder der Gemeinde das Feuer nährten. Durch den brennenden Holzstoß wurde dann das gesammte Vieh der Gemeinde dreimal getrieben, bis die Menschen endlich selbst durch die Flamme sprangen. Zum Schluß nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem heimischen Herde, während die Asche auf Felder und Wiesen gestreut wurde.

Die Quellen berichten ausdrücklich, das sei gegen die Drache geschehen, so die Luft verderbten. Nun trieben aber im Volksglauben die Drachen, d. h. die bösen Geister, vor Allem in der Johanniszeit ihr Wesen; auch dies wird von den mittelalterlichen Quellen ausdrücklich betont. Und so kam man auf den Gedanken, der Gefahr der Verseuchung vorzubeugen und das abwehrende Feuer jährlich in dieser Zeit zu entzünden. Diese Sitte der Nothfeuer zur Sommerjonnennende hat sich in Niederdeutschland bis in unser Jahrhundert in alter Frische erhalten; in anderen Gegenden ist sie jedoch längst verblasst, und das Johannisfeuer ist nur als schwaches Abbild davon übrig geblieben. Auf die Art, wie es entfacht wird, wird bei diesem nicht mehr gesehen, und an die Stelle des früheren Ernstes ist meistens Scherz und harmlose Fröhlichkeit getreten. Aber auch in dieser abgeschwächten Form erinnert noch Manches an den lebendigen Volksglauben. An vielen Orten glaubt man noch heute, daß diese Feuer vor Krankheiten und Unwetter schützen. In anderen Gegenden vertreibt nach dem Volksglauben das Hagelfeuer die Hexen. Auch den Sprung durch das Feuer kann man noch antreffen, besonders in Oberdeutschland, wo der Wursche gemeinsam mit seinem Mädchen über das Feuer zu springen pflegt. Nur mit dem Vieh ist man vorsichtiger geworden; man hütet sich jetzt, es durch's Feuer zu treiben, aber in einzelnen Gegenden führt man es am nächsten Morgen über die Asche. In anderen Orten wird um das Feuer getanzt. Nach alter Weise werden zuweilen auch noch Blumen und Bänder, ja selbst Gebäck in das Feuer geworfen, und manche Maid will aus ihm ihre Zukunft lesen.

Eine Hexenwaage. Zu Dudenwater in Holland sieht man noch die Hexenwaage, die in den Jahren 1591 bis 1596 gebraucht wurde. Der Magistrat der Stadt nämlich hatte das Geschäft, die vom Teufel besessenen Personen ihrem Gewicht nach abzuschätzen. Wehe ihnen, wenn das Gewicht nicht mit der Tazze übereinstimmte, welche der weise Rath entworfen und festgesetzt hatte, und sie einige Pfund leichter als der niedrigste Gewichtsansatz befunden wurden. Man hatte nämlich das Vorurtheil, daß die mit dem Teufel in Verbindung stehenden Personen, durch den Erdmagnetismus angezogen, ihre ursprüngliche Schwere verlorren. Es reisten daher viele Leute nach Dudenwater, um sich von dem dortigen Magistrat ein Attest zu erbitten, in welchem besetzt wurde, daß sie schwerer befunden, als die Rathstazze bestimmt hatte. In den Protokollbüchern dieser Rathswaage findet man Folgendes: „Anna Gräberin, ein sehr feines Weibsstück, als Heye befunden, wog am 10. Januar 1593 nur 2 Loth und 3 Quentchen.“

Rudolf Gtärt, „Brauch und Sitte“.

Siesta. Ein heißer Sommernachmittag. Im Schatten einer alten Linde unweit der Landstraße hab' ich es mir bequem gemacht. Das Felleisen als Kopfstütze benutzend, strecke ich die müden Glieder im schwellenden Grün, be-

obachte die kleinen, weißen Wolken am tiefblauen Himmel, horche dem Gesange des Buchfinken und freue mich meines Daseins auf dieser miserabelsten aller Welten. Ueber das im leichten Winde wogende Korn hüpfen die Schwalben, fern am Horizont leuchtet ein Wahnzug dem Städtchen zu, dessen Thurmspitze über das wellige Gelände grüßt. Still zufrieden ziehe ich das Pfeifchen hervor. An Tabak ist auch kein Mangel, da eine alternde Ledenjungfrau gegen den Wunsch eines guten Mannes und reichen Kindersegens diesem Bedürfnis abgeholfen hat. Ein Pfeifchen Tabak in solcher Umgebung ist ein Genuß, den mir nur der nachfühlen kann, welcher selbst als Handwerksbursch die Welt durchwandert hat.

Doch das Pfeifchen zieht nicht. Suchend spähe ich nach einem bürren Nestlein aus, das dem Uebelstande abhelfen soll. Puck — liegt mir das Gewünschte auf der Nase. Ueberrischt schaue ich empor. Ein Fischchen sitzt über mir im Geißt des Baumes und blinzelt so verständnisvoll mit seinen schwarzen Auglein auf mich herab, als sei es als „Königlich bayerischer Pfeifen-Reinigungsmittel-Fabrikant“ dort oben angestellt.

„Danke dir, du kleiner Schelm!“ Bald ist das Pfeifchen in Gang gebracht. Mit wohlthätigem Behagen blase ich die blaugrauen, wohriechenden Blöckchen in die Luft. Sieh da! Ein Paar Nebelhühner trippeln am Rande des Kornfeldes hin und her. Sichernd hebt das eine der flinken Hüfchen den Kopf, während das andere fleißig die saftigen Spigen der Pflanzen abpickt, hin und wieder auch wohl einen zu naseweisen Käfer verhaftet. Jetzt ducken sich plötzlich beide, kaum kann ich noch die bräunlich gefärbten Rücken der scheuen Thiere erkennen. Blöcklich sind sie schnellen Laues im Kornfeld verschwunden. Droht Gefahr? Doch wohl nicht, denn dort kommen sie schon wieder zum Vorschein, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen.

Und doch! Etwas Halb-Noth's schimmert durch das Korn. Ist es eine widernde Krage? Jetzt schiebt sich langsam, ägernd ein spitziges Gesicht durch die Halme. Aha! Keimse, der Räuber! Und das am hellen Tage in der Nähe menschlicher Wohnungen. Wie seine schielgepaltenen Augen vor Mordlust und Gier funkeln! Jetzt duckt er sich gleich einer Krage zum Sprunge! Jetzt eine rothe Bogenlinie in der Luft — doch flap, flap — dahin streichen die beiden Fühner. Enttäuscht, fast verduert schaut der rothe Bandit dem entwichenen Festtagsbraten nach. Ich richte mich etwas empor, um das weitere Beginnen des geprellten Hühnerliebhabers besser beobachten zu können. Da bemerke ich, daß die verunglückte Jagdpartie noch einen zweiten Beobachter gehabt hat. Einige Schritte seitwärts von mir sitzt mit gespigten Löffeln ein Hase. Als er meiner ansichtig wird, schlägt er einen Burzelbaum den Abhang hinunter, ob vor Schadenfreude über das Pech seines Todfeindes oder aus Schreck über mein Erscheinen, kann ich nicht sagen. Mit wenigen gewaltigen Sägen konzentriert Herr Lampe sich dann rückwärts.

Lachend lege ich mich wieder, um jedoch im nächsten Augenblick mit einer Verwünschung emporzuschnellen. Ein intensives Stechen und Zuden an meinem corpus belehrt mich, daß ich wenig vorsichtig in der Wahl meines Ruheplatzes gewesen bin. Ich unterfuche den Grund näher. Ja, nette Gesichte das! Einen Ameisenbau hab' ich aufgestört, und nun brauchen die kleinen, tapferen Kerle ihr Handrecht so energisch, daß ich vorziehe, ihren dringenden Vorstellungen nachzugeben und zu weichen. Schnell ist das Felleisen aufgepackt. Borswärts! —

Friedrich Westmeyer.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.